

Der grosse Washtag in Schwyz

Autor(en): **Farner, Martha Katharina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **66 (1976)**

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der große Washtag in Schwyz

In meiner Jugendzeit wurden große Wäschestücke wie Leintücher, Tischtücher, Bettanzüge nur zweimal jährlich gewaschen, im Frühjahr und im Herbst. Das bedingte eine große Aussteuer der Braut, und es war in der Tat ein «Puntenöri» (eine Ehrensache) jedes Mädchens, so viel wie nur möglich für die Aussteuer zu sammeln. In den sogenannten Aussteuertruhen bewahrte man alles auf, wie Eichhörnchen die Nüsse vor der Winterszeit. Manche Frauen brachten bis zu zwölf Dutzend Leintücher in die Ehe. Zur Aussteuer meiner Mutter gehörten 86 Paar handgestrickte Strümpfe. Groß war auch die Zahl der Tischtücher, vom Damast bis zur Baumwolle für den Werktag, ganz zu schweigen von Servietten, Handtüchern, Taschentüchern und Unterwäsche; all das mußte für fünf bis sechs Monate ausreichen. Hauptperson und Regentin in der Waschküche war bei der großen Wäsche die «Sechterin». Sie kam am Stephanstag mit dem Zuger Kalender in der Hand zur Herrschaft, um die beiden Waschtage einzuschreiben, denn es warteten noch viele andere Frauen auf die Eintragung im Kalender. Sie wurde bei dieser Gelegenheit mit Kaffee oder Wein, Käse und Brot oder Süßem, je nach Jahreszeit, gut bewirtet.

Gewaschen wurde meist in einem Nebengebäude, dem «Büli» oder «Schopf», oder in der Dorfwaschhütte, die allen Frauen zugänglich war. Mindestens eine Woche vor dem Waschtermin begannen die Vorbereitungen. Die Holzzuber mußten «verlächt» werden; damit sich die offenen Spalten schlossen, legte man sie ins Wasser. Es waren deren viele, runde und ovale in allen Größen. Der größte Zuber, in dem gesechtet wurde, hieß «Stand» (1,5 × 2 m); er ließ sich nur über einen Holzkennel mit Wasser füllen. Es brauchte einige Tage, bis er wieder dicht war. Eine weitere Vorbereitung war das Einweichen der Wäsche. An Holzstangen im Estrich ließ man die schmutzige Wäsche «verlüften», alles schön sortiert: Leintücher, Tischtücher, Servietten usf. An einer besonderen Stange hing die Dienstwäsche, die Monatsbinden steckten in einem Sack. War es so weit, so bündelte man die sortierte Wäsche in Leintücher; die Bündel ließ man über das Treppenhaus in die Waschhütte schlittern. Dort wurde alles, schön verteilt, in den Holzzubern eingeweicht. Es gab ja damals noch kein Waschpulver, das die Flecken wegzauberte.

Die «Sechterin» dingte auf den vereinbarten Termin drei weitere Wäscherinnen. Außerdem kam noch vor der Wäsche immer das Bethli zu uns; sie war für das richtige Einweichen verantwortlich, später auch für das Spülen und Stärken. Stets waren die Herrenhemden die Hauptsache, denn ein Ratsherr oder Landammann mußte eine gut gestärkte Hemdenbrust und Manchetten haben. Nebst alledem traf man im Haushalt Vor-

bereitungen für die fünf zusätzlichen Esser (wir waren bereits eine Großfamilie); es ist eine alte Meinung, daß das Wasser «zehre» und Hunger mache. Mit Handwagen holte man alles im Dorf, was nötig war; oder es besorgte gar der Knecht mit Ochsesgespann den Transport. Es brauchte vieles, denn eine Waschfrau bekam sechsmal am Tage zu Essen: Frühstück, z'Nüni, z'Mittag, z'Abig, z'Füfi und das Nachtessen. Z'Nüni und z'Füfi brachte man in die Waschhütte, die andern Mahlzeiten wurden in der Küche serviert. So sah das Menu aus:

Um halb 7 Uhr: Milchkafee, Brot, Butter, Confitüre und «Birä Schnitz».

Um 9 Uhr: ein Glas (leichten) Wein, ein Stück Kuchen.

Mittagessen: Suppe, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, gekochte Äpfel.

Um halb 4 Uhr (z'Abig): Milchkafee, Brot, Käse, gekochte Schnitz.

Um 5 Uhr (z'Füfi): ein Glas Wein, ein Stück Kuchen (Gries oder Polenta).

Nachtessen: nach Wahl Suppe oder Milchkafee, mit Butter, Käse und Konfitüre; gesottene «Gumeli» (Kartoffeln) durften nie fehlen.

Am *ersten Waschtage* erschienen außer dem Bethli nur zwei Wäscherinnen. Früh, etwa um 5 Uhr, mußte in der Waschhütte Feuer gemacht werden, wenn die Frauen um 7 Uhr – im wahren Sinn des Wortes – die «Arbeit in die Hände nehmen» sollten. Die eingeweichte Wäsche wurde Stück für Stück vorgewaschen; besonders schmutzige Stellen (Weinflecken, Herrenmanchetten u.ä.) rieb man mit guter Kernseife ein. Dann wurde alles wieder wohlgeordnet für einen ganzen Tag in die Zuber gelegt.

Wer Geld hatte, kaufte Seifen, braune und weiße, «im Gros». Sie lagen in der Vorratskammer auf dem obersten Gestell, um nicht den Geschmack der übrigen Vorräte anzunehmen. Sie waren aufgeschichtet wie Bausteine von Kindern, damit die Luft gut durchziehen konnte. Jahrelang gelagerte Seifenstücke wurden steinhart. Erst gegen Ende der zwanziger Jahre offerierte uns ein Reisender Kistchen mit Seifenflocken.

Am *zweiten Waschtage* erschien die Sechterin, um im «Sechthafen» die Brühe vorzubereiten. Bis die große Wassermenge kochte, legte sie die vorgewaschene Wäsche in die große Stande, die auf einen hölzernen soliden Kreuzfuß gestellt war, so daß die Sechterin für ihre Arbeit einen Schemel benützen mußte. Unterdessen machten sich die Wäscherinnen mit der farbigen Wäsche zu schaffen, die im kleineren Waschherd gekocht wurde.

So schön, wie man die Wäsche in die Stande einlegte, so sauber wurde sie. Deshalb war die Sechterin mit ihrem Können und ihrer Erfahrung die Hauptperson. Auf den Boden der Stande kamen die Monatsbinden, darauf die Küchenwäsche, dann Leintücher, Tischtücher, Servietten, Bettwäsche usw. Zoberst legte sie über alles ein großes Tuch aus Abfallflachs (handgewoben), damit nichts von der Asche durchsickerte. Es war dicht (dreitretig) gewoben.

Die Lauge der «Sechtbrühe» bestand aus: einem großen Waschzuber voll Asche, die von Buchenholz stammen mußte; einem Klumpen Harz in einem Säcklein von der Größe einer mittleren Zwiebel (viele fügten etwas Terpentin bei – wir nicht); einem Kilo Schmierseife, dazu die Seifenreste, die sich angesammelt hatten. – In den Hotels «Bären» und «Rößli» verwendete man keine Asche, sondern 5 bis 8 kg Soda und 5 kg Schmierseife. Später kam das Waschpulver «Redard» auf den Markt; als Kinder holten wir es gern, weil darin «Chugeli» (Marmeln) zu finden waren.

Am *dritten Tag* begann dann das Sechten. Kochte die Lauge mit den genannten Zutaten, so überschüttete die Sechterin die Wäsche mit einem hölzernen «Sechtgoon». War der Hafen leer, so zog man den über dem Boden der Sechtstande angebrachten Zapfen heraus und schüttete die Lauge in den Hafen zurück, damit sie über starkem Feuer wieder zum Sieden kam. Damit war der erste «Sechtgang» abgeschlossen. 12 bis 15 solcher Sechtgänge waren üblich. Damit die Frauen die Zahl nicht im Kopf behalten mußten, legte man abgezählte Kieselsteine bereit. Bei jedem Gang wurde einer in die eingemauerte Zündholznische gelegt; waren dort alle beisammen, so war das Sechten fertig. Das konnte oft bis nachts um 23 Uhr dauern, vor allem, wenn der Föhn das Feuer behinderte. Da mußten die älteren Töchter einspringen, damit die Sechterin mit den Waschfrauen zum Nachtessen gehen konnte; aber sie kam von Zeit zu Zeit nachsehen, ob es die Mädchen auch recht machten. Nach dem 15. Sechtgang wurde die Stande noch mit einem besonders dicken Tuch zugedeckt. So ließ man die Wäsche die ganze Nacht über in der Lauge stehen.

Am *vierten Tag* wurde die noch immer siedend heiße Wäsche mit Holzstäben aus der Stande genommen und in die Tröge verteilt; jedes Stück wurde auf Flecken kontrolliert. Alles wurde gut gespült, heiß und kalt. Die großen Stücke legte man zum Abtropfen auf eine mindestens drei Meter lange Bank aus Eichenholz. Die kleinere Wäsche beließ man noch bis zum anderen Tag im kalten Wasser, da nicht alles auf der Bank Platz hatte.

Diese Bank hatte genau wie alle übrigen Geräte in der Waschhütte keinen einzigen Nagel aus Eisen, damit es nicht zu Rostflecken kam; Holzstifte hielten sie zusammen. Der Sechtgoon und das Stärkekübelchen waren mit Holzriemen gebunden; deren Enden legten sich übereinander wie die Finger betender Hände.

Nach dem Spülen im kalten Wasser wurden gewisse Wäschestücke noch gebläut («pleet»). Auch das war Bethlis Arbeit, und sie hatte darin große Routine. Im Spezereiladen hatte man dafür «Bleechugeli» gekauft, Kugeln in kräftigem Königsblau. Bethli band einige davon in einen Leinenlappen und schwenkte ihn im großen Trog mit kaltem Wasser, bis es die gewünschte Farbe hatte. Darin wurden feine Unterwäsche wie

Spitzenunterröcke, ferner Nachthemden und Blusenspitzen je nach Bedarf kürzer oder länger geschwenkt; auch das mußte verstanden sein. Gebläute Stücke hängte man nach Möglichkeit sofort auf.

Zum Abschluß der eigentlichen Wäsche erhielten die Wäscherinnen noch ein gutes Nachtessen, bevor sie entlohnt wurden. Dazu bekamen sie je nach Jahreszeit einen Sack mit Äpfeln und Nüssen oder mit selbstgedörretem Obst. 1930 betrug der Taglohn einer Wäscherin drei Franken, später gab man vier. Wie hoch der Taglohn um 1900 war, weiß ich nicht; jedenfalls verabschiedeten sich die Frauen stets mit einem herzlichen «Vergeltsgott» unter der Haustüre. Als Kind stand ich oft neben meiner Mutter und sah, wie die Frauen ihre ausgelaugten weißen Hände zum Dank reichten. Ich dachte bei mir: «Wie seltsam, daß sie so danken! Sie arbeiteten ja nicht für sich, sondern für andere Leute.» – Eine vor Jahren verstorbene Waschfrau schrieb mir: «Die heutige Jugend hat keine Ahnung mehr, was es früher alles für Arbeit gab. Viele können es nicht begreifen, daß wir noch keine Waschmaschinen hatten. Vor zwanzig Jahren war es eine Freude zu waschen mit einem Kupferhafen und mit Wasserschiff – und jetzt ist das auch schon veraltet. Wenn ich denke, daß wir viele Jahre mit Petrollampen lebten und jeden Tag die Lampen putzen mußten und viele Jahre alles Wasser tragen. Wenn man die heutigen Küchen sieht, daß die Frauen sich nicht mehr bücken müssen und alles mit Elektrisch geht, und dann gleichwohl jammern, kann man nur den Kopf schütteln.»

Die Herrenhäuser hatten, wie gesagt, meistens ihren vom Haus abgetrennten «Schopf», wo auch das Holz untergebracht war. Vielerorts befand sich die Waschküche mit dem Bügelzimmer (der «Glättstube») auch im Keller. Die Dorfwaschküche war allen Frauen zugänglich. Die Bäuerinnen besorgten aber ihre Wäsche meist bei schönem Wetter am Brunnen, bei Regen im «Tenn».

Beim Sechten in den Waschküchen gab es schrecklichen Dampf, so daß man die Frauen an den Trögen nicht erkennen konnte. Nicht zu überhören war aber ihr Geplauder (um nicht zu sagen: ihr Getratsche): Sie nahmen das ganze Dorf durch; niemand wurde verschont, kein Haus ausgelassen. Schmutzige Wäsche sagt manchmal mehr als schöne Kleider auf einem Menschen.

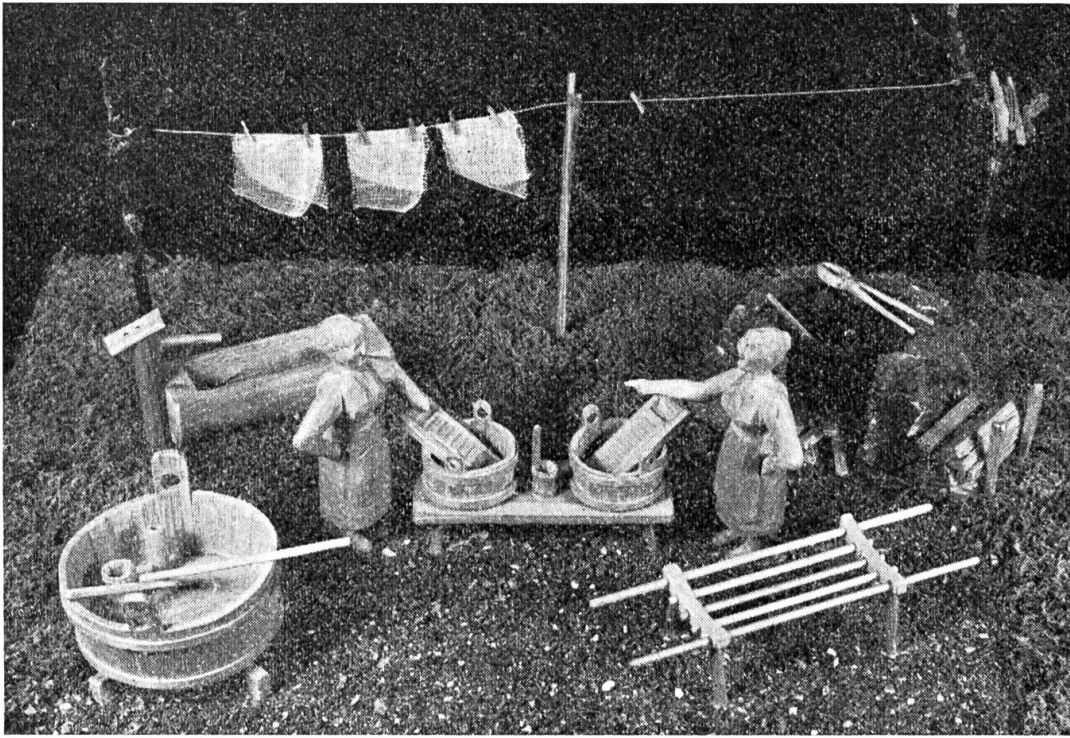
Am *fünften Tag* kam das Bethli zum Fertigspülen und Stärken. Bei Regenwetter ließ man aber alles noch auf «der langen Bank» (im wahren Sinn des Wortes) liegen. Bei schlechtem Wetter kam Bethli nicht; dann war es wütend, nahm daheim die kleine Statue des Hausheiligen, St. Antonius, vom Gestell und sperrte ihn zur Strafe mit dem Gesicht nach unten in die Kommode. Erst bei Sonnenschein nahm es ihn zur Belohnung wieder hervor. Bei gutem Wetter begann ein emsiges Treiben. Die Hausfrau und ihre Mägde wußten, daß ihnen ein anstrengender Tag bevorstand. Die Knechte spannten die Seile auf den Matten von Baum zu Baum. Das erforderte viel Kraft, denn die an sich schon schweren Seile mußten

40 Meter und mehr angezogen werden. Jedes Seil hatte ein Zeichen mit der Meterzahl; das längste bei uns maß 86 Meter. Man achtete genau darauf, wo die Sonne am längsten hinschien. Vorher wurden noch alle Wetterkundigen befragt: «Bleibt das Wetter oder nicht?» Niemand nahm diese Arbeit bei unsicherer Witterung gern auf sich. Damit ja alles vorgekehrt sei, um die Wäsche trocken unter Dach zu bringen, versprach man dem hl. Antonius ein «weißes Almosen», das ausschließlich aus weißen Nahrungsmitteln (Mehl, Milch, Eier, Zucker oder Reis) bestand. Oftmals war ich dabei, wenn diese Gaben unter Arme, die man kannte, verteilt wurden. Statt Milch zu geben, bezahlte man oft die Milchrechnung eines Monats. Dazu wurden noch Kerzen versprochen, die wir Kinder dann im Chappeli vom hl. Antonius anzünden durften. Man mag darüber lachen; es war so der Brauch.

Für die Leintücher benützte man besondere, dreifach gedrehte Seile, für die leichtere Wäsche weniger lange und etwas dünnere. Die Hanfseile wurden von der Wäsche ja auch naß und mußten mit ihr zusammen trocknen. Ein im ganzen Land bekannter Seilermeister war Herr Wirz; seine Seilerei, vor kurzem abgebrochen, stand zwischen Ibach und Schwyz. Als Kind durfte ich einmal mit der Großmutter dem beeindruckenden Seilwinden zusehen. – Die Seile wurden nicht etwa um die Baumstämme geschlungen; das hätte ihnen und den Bäumen geschadet. Vielmehr legte man ein etwa drei Meter langes «Baumseil», das am Ende einen Eisenhaken hatte, um die Stämme, nachdem diese mit alten Tüchern geschützt worden waren. In die Haken wurden nun die langen Seile eingelegt, eine harte Arbeit, welche die Kraft von zwei Männern benötigte. So ging es von Baum zu Baum; hinterher trug das «Knechtli» die Stützen aus Buchenholz, das glatt poliert war, um die Stoffe nicht zu zerreißen. Jede Stütze war unten zugespitzt, damit sie in den Grasboden gesteckt werden konnte, und oben war sie gelocht. Nach jedem dritten Leintuch wurde ein Stützenpaar aufgelegt; eine durch die Löcher gezogene Schnur hielt je zwei Stangen oben zusammen.

Hinter dem Knechtli kamen schon die Frauen mit der Wäsche, nicht etwa in Körben, die dem Gewicht nicht standgehalten hätten, sondern auf einer Holzbahre. Mehr als die Last von 14 Wäschestücken war nicht zu bewältigen; der Weg in die Matte war weit, und die Trägerinnen mußten «im Schritt» gehen. Sie hatten einen «Klammerlisack» umgebunden, der auch schwer war, denn die aus Holz geschnittenen «Klammerli» hatten die währschafte Länge von 10 bis 12 cm. (Wer in der Dorfhütte wusch, versah jedes Stück mit den Initialen.) Sie wurden im Winter von Großvätern oder auch von Bergleuten geschnitzt. Alles hatte seinen Wert, nichts wurde weggeworfen. Körbe gab man beim kleinsten Defekt dem Korber, die Zuber dem Küfer, die Seile (ebenfalls mit Initialen gezeichnet) dem Seiler, sobald die Wäsche vorüber war.

Zuerst also wurden die Leintücher aufgehängt, der breite Saum beim Überschlag nach oben, damit das abtropfende Wasser nicht noch mehr näßte. Alles wurde sortiert am Seil befestigt; die Monogramme mußten



Ländliche Wäscherei. Geschnittene Miniatur von Christian Sigrüst, Sachseln OW

nach unten rechts hängen. Diese große, weiße Wäsche in den grünen Matten war in der Tat ein schöner Anblick, ein Frauenreichtum, den man heute nicht mehr kennt. Die Wäsche flatterte, wenn er blies, im Wind. Mit der Tragbahre und Körben nahm man zu zweit die getrocknete Wäsche ab. Die Leintücher wurden exakt gefaltet, gezogen, das Wäschezeichen nach aussen, und bereits sortiert auf die Wäschebahre gelegt. Körbe gab es in allen Größen und Formen, sogar besonders kleine nach Maß für die Nastüchlein der Tabakschnupfer. (Ich kannte jemand, der über 200 Taschentücher besaß!) So kam alles in das Bügelzimmer (die «Glettstube»). Hier standen auch die Wäscheschränke und der besondere Schrank für die Seile. Diese wurden von den Knechten abgenommen; am Tage darauf hängte man sie nochmals an die Sonne; dann hatten sie für ein halbes Jahr Ruhe.

Im Bügelzimmer stand der große Glättetisch (1,5 × 2,5 m) mit einer weichen Unterlage; darüber wurde ein weißes Tuch, an den Tischbeinen mit Bündeln verknüpft, gespannt. Der Eisenofen in der Zimmerecke brachte die Bügeleisen zur Glut; er wurde mit Holzkohle geheizt. Man benötigte viele Bügeleisen; wurde ein heißes von der glühenden Wand des konisch gebauten Ofens genommen, plazierte man gleich ein abgekühltes an seine Stelle. Damit das glühende Eisen leicht glitt, führte man es zuerst über drei verschiedene Stofflappen: Zwischen dem ersten lag Wachs, während des ganzen Jahres gesammelt, auch vom Weihnachtsbaum; das zweite Tuch nahm überflüssiges Wachs weg, und das dritte, aus Flanell oder leichter Wolle, gab dem Eisen die letzte Geschmeidigkeit.

Am *sechsten Tag* wurde die trockene Wäsche von der Hausfrau und ihren Hilfen etwas geordnet, es wurde Holzkohle bereitgestellt und in der Küche für den kommenden Montag wieder gebacken – vom Gries bis zum Polentakuchen, denn am Montag erschienen die vier Glätterinnen, das Bethli inbegriffen. Der Tagesablauf war derselbe wie bei den Waschfrauen: 6½ Uhr Frühstück, 7 Uhr Arbeitsbeginn. Vom Geschwätz («Geplöder») abgesehen, war es ein stiller Betrieb ohne Dampf und ohne Nässe. Schade, daß von diesen Frauen keine Photos vorhanden sind; sie waren von ihrem Beruf geprägt: geneigte Köpfe, platte Füße, breite rechte Hand, die linke eher schmal und behende, da sie ständig dem Bügeleisen den Weg über den Stoff bahnen mußte. War es Zufall, daß alle hervorstechende Augen hatten?

In der Mitte des Tisches lag die von Bethli eingespritzte und gestärkte Wäsche, schön und fest zusammengerollt und übersichtlich sortiert. Jede Glätterin hatte ihre spezielle Aufgabe; die Kathri beispielsweise bügelte nur Herrenhemden. Sie ist mir noch deutlich vor Augen in ihrem hellblau karierten «Gstaltenrock», blau wie ihre hervorstechenden Augen. Sie hatte einen Kropf von der Größe eines Kinderkopfs, und mir schien immer, ihre Halbmännerstimme komme direkt aus diesem Kropf.

Was gebügelt war, wurde sorgfältig sortiert auf den langen Tisch gelegt, dann von Zeit zu Zeit abgeholt und in Schrank und Fach gelegt. Leintücher, Bett- und Tischwäsche blieben schön aufgeschichtet in den großen Schränken des Bügelzimmers; wegen ihres großen Gewichts bügelten sie sich sozusagen von selbst. Die gefüllten Wäscheschränke wurden abgeschlossen; der Schlüssel hing im Schlüsselbund der Hausfrau.

Es ist heute kaum mehr vorstellbar, was diese Frauen einst zu leisten hatten. Ein gewisses Selbstbewußtsein ging ihnen übrigens nicht ab. Einmal sagte meine Mutter zu Bethli: «Meine Töchter sind jetzt alt genug; Ihr solltet sie nicht mehr duzen.» Bethli, die Arme aufgestellt, daran der schwere Korb, der mit Holzböden, Schürze und den Eßwaren von meiner Mutter gefüllt war, antwortete mit bösen Augen: «Frau Ratsherr, das werde ich meiner Lebtag nie tun.» Und dabei blieb es auch¹.

¹ Dieser Bericht wurde von meiner Schwester Johanna Gensch durchgesehen und ergänzt.